Die missionarische Aufgabe in Deutsch-Ostafrika



Vortrag von Missionsinspektor Lic. Axenfeld



Berlin 1909

Buchhandlung der Berliner Missionsgesellschaft

NO 43, Georgenkirchstr. 70



Sonderdruck aus den
Berliner Missionsberichten
Juli 1909.

Als die Berliner Mission sich zum Einsetzen in Deutsch-Ostafrika entschloß, sah sie es nach reiflicher Überlegung als ihre Aufgabe an, der Küste und den Karawanenstraßen ausweichend, an Inlandstämmen, die, von Islam und europäischer Kultur noch unberührt, in ihren ursprünglichen Verhältnissen lebten, zu arbeiten, um hier den Grund einer gesunden Gemeinde zu legen. Die abgelaufenen 18 Jahre zeigen, daß diese Zielsetzung damals richtig war. Während alle ostafrikanische Mission an der Küste und den großen Verkehrswegen nur langsam vorwärts kommt, ist es der Berliner Mission durch Gottes Gnade trotz aller äußeren und inneren Hemmungen gelungen, nordöstlich des Njaßa ein Gebiet von der Größe der Provinz Brandenburg mit etwa 250000 Bewohnern sich zu sichern und in schnell wachsenden, von den Stationen aus in die weitere Umgebung sich kräftig ausbreitenden Gemeinden die Grundlagen einer volkstümlichen Eingeborenenkirche zu gewinnen.

Aber die Verhältnisse haben sich auch für die Berliner Mission gewandelt, und nicht nur infolge der Übernahme von Usaramo. War es vor zwei Jahrzehnten weise, der Auseinandersetzung mit den beiden gewaltigen Mächten, der europäischen Kultur und dem Islam, zunächst aus dem Wege zu gehen, so wäre es jetzt verhängnisvoll, zu übersehen, daß solches Ausweichen nicht mehr möglich ist.

Seit dem Aufstand von 1905 wird unser Njaßagebiet mehr und mehr an die große Welt angeschlossen. Der Bahnbau, der uns den Reiseweg über Land ermöglicht und den Verkehr beschleunigt, fördert diese Entwicklung. Neue Menschen, neue Dinge, neue Gedanken dringen in das Land, das noch vor 20 Jahren kaum je ein weißer Fuß betreten hatte. Die Naturalwirtschaft weicht dem Geldverkehr. Preise und Löhne steigen. An die Stelle der trägen Bedürfnislosigkeit des Negers beginnt eine nicht selten bedenkliche Begehrlichkeit zu treten.

Als noch die Missionare die einzigen im Lande waren, sahen die Eingeborenen zu ihnen auf wie Kinder zu den Vätern. Jetzt haben sie längst angefangen, zu bemerken, daß nicht alle Europäer gleichen Sinnes, insbesondere nicht alle darüber einig sind, daß der Glaube an das Evangelium das Allerwichtigste für Weiße wie Schwarze sei. Je mehr sie aber Meinungsverschiedenheiten, ja sogar Gegensätze unter den Weißen gewahren, desto mehr wird die ursprüngliche unwillkürliche Autorität der Weißen gemindert.

Es winken jetzt noch lockendere Wege als Arbeit und Unterricht auf den Missionsstationen. Als Askari hat auch der Eingeborene für seinesgleichen eine angesehene, gefürchtete Stellung, und an der Küste, beim Bahnbau, auf den Plantagen werden hohe Löhne geboten. Je näher die Bahn und mit ihr der Verkehr rückt, desto stärker werden diese Einflüsse. Die Berichte der katholischen Missionsstationen, die an der Zentralbahn liegen, schildern Schwierigkeiten, die ähnlich auch für uns eintreten müssen, wenn die Zweigbahn zum Njaßa ausgeführt wird. Da stiegen die Löhne bis aufs zehnfache, Preise bis aufs sechsfache. Fast alle gelernten Arbeiter gingen von der Mission ab; der Einfluß der Arbeiter-

anwerber, des vielen fremden Volkes usw. wirkte ungünstig auf die Bevölkerung, erschütterte die Disziplin der Mission. (Vergl. Kathol. Missionen 1908-09, S. 209-10.)

Ähnliche Umwälzungen bereiten sich nach und nach für einen großen Teil des Landes vor. Die tatkräftige Arbeit der Deutschen erzielt im Schutzgebiet, zumal seit der Ära Dernburg, erstaunliche Erfolge. Aus dem einst in zahlreiche, einander befehdende und von den Arabern bedrängte Stämme zersplitterten Lande wird mehr und mehr ein einheitliches Gebilde: Politisch durch die deutsche Verwaltung, sprachlich durch die schnelle Verbreitung des Kisuaheli, bezüglich des Verkehrs durch die Bahn- und Straßenbauten, wirtschaftlich durch den Übergang zum Geldverkehr, in gewissem Umfang auch volklich durch die zunehmende Bevölkerungsmischung. Je weiter diese Entwicklung vorschreitet, desto mehr müssen auch in den Inlandmissionen sich ähnliche Verhältnisse und Schwierigkeiten herausbilden, wie sie für die Küste und die Verkehrsadern schon längst bestanden. Denn diese Entwicklung ist nicht auf das Gebiet der äußeren Kultur beschränkt. Gewaltig rüttelt die neue Zeit an den Grundlagen des Lebens der Eingeborenen, an dem Stammesverband, der väterlichen Sitte, dem Recht, der gesamten Gedankenwelt. Wenn z. B. die deutsche Regierung den Muafitrank verbietet, so nimmt sie nicht nur dem landesüblichen Prozeß sein wichtigstes Beweismittel, sondern sie erklärt für ruchlos, was dem Animisten recht und heilig erscheint, und wenn europäische Heilkunde die Quacksalberei des Zauberers zu verdrängen sucht, so stoßen nicht zwei Methoden, sondern zwei Weltanschauungen aufeinander. Die Gedankenwelt des Negers aber und die des Europäers sind zu verschieden orientiert, als daß sich Stücke der einen in die andere ohne weiteres einbauen ließen. Wohin die europäische Kultur dringt, da beginnt der Eingeborene seines Schensitums sich zu schämen, und, soweit es sich nicht um empfindliche Opfer handelt, gibt er von früherer Gewohnheit ein Stück nach dem andern preis. Die Walungwana, die Küstenleute, und das Karawanenproletariat, die Stammesverband und Sitte verloren haben, die ihre Töchter „wie Kisten fortgeben", d. h. ohne Morgengabe verheiraten, sind in ihrer Zucht- und Schamlosigkeit erschreckende Beweise dafür, wie eine Negerbevölkerung infolge fremder Einflüsse die Stützen ihres sittlichen Lebens verlieren kann. Aber selbst schon im Kondelande klagen die Alten, daß das junge Volk im heiligen Hain, den man früher nur mit Schauder betrat, um an den Gräbern der Häuptlinge zu beten und zu opfern, sein Brennholz suche. Der afrikanische Volksglaube hält den Zusammenstoß mit höherer Religion oder Kultur nicht aus. Als Aberglaube bleibt er, aber die Pietät schwindet. An der einbrechenden höheren Kultur müssen die Eingeborenen sittlich zugrunde gehen, wenn nicht mit ihr das Evangelium kommt und Ersatz bietet für die zerbrechenden sittlichen Maßstäbe und die unwirksam werdenden sittlichen Motive des Heidentums.

In Südafrika hat dies Vordringen der europäischen Kultur in langsamer Entwicklung ein ganzes Jahrhundert erfüllt, so daß die christliche Mission Schritt halten konnte. Ostafrika scheint in wenigen Jahrzehnten erschlossen zu werden, es fordert also von der christlichen Mission schnellen Schritt, eine Arbeitsentfaltung großen Stils. Die Zeit ist vorüber, in der die deutsche Christenheit sich in Ostafrika nach Belieben hier oder da ein Stückchen Arbeitsfeld wählen durfte, einen besonders hoffnungsvollen Stamm oder eine klimatisch begünstigte Landschaft. Sie muß sich darüber klar werden, daß sie dem ganzen Lande und Volke

das Evangelium schuldet und zwar innerhalb unserer Generation. Nicht auf Grund einer willkürlichen Eschatologie oder aus amerikanischer Hast, sondern weil Verhältnisse es fordern, die nicht unser Wille, sondern der die Geschicke der Völker lenkende Gott gefügt hat.

Es ist eine merkwürdige Ironie der Geschichte, daß gerade die Unterwerfung Ostafrikas durch die christlichen Mächte die stärkste Ausbreitung des Islams zur Folge haben mußte. Niemand im 19. Jahrhundert hat mehr zu seiner Machtentfaltung getan, als jene edlen, frommen Männer, die das christliche Europa zur Unterdrückung des Sklavenhandels aufriefen.

Seit Jahrhunderten stand Ostafrika unter dem Einfluß des Islam. Weil es aber den Arabern mehr auf Sklaven und Elfenbein als auf Glaubensgenossen ankam, machte die Propaganda nur langsame Fortschritte. Seit die christliche Herrschaft den Raubzügen ein Ende gemacht hat, ist die religiöse Propaganda für den Islam das einzige Mittel, seine Stellung zu behaupten und zu verstärken und den Grund zur einstigen Wiedererlangung auch der politischen Macht zu legen. Der Islam hatte so gut wie nichts zur kulturellen Erschließung des Landes getan. Was aber jetzt die fleißigen Deutschen tun, kommt alles niemand so zu gut wie dem Islam. Die Straßen und Bahnen räumen die örtlichen Hindernisse seiner Ausbreitung fort, das Kisuaheli die sprachlichen. Der wirtschaftliche Aufschwung zieht Hunderte von mohammedanischen Indern ins Land, in deren Hände der gesamte Kleinhandel fällt, und von denen die Neger finanziell abhängig werden. Schutztruppe und Verwaltungsapparat haben tausenden von Mohammedanern eine angesehene, machtvolle Stellung gegenüber den Eingeborenen geschaffen, und je dichter sich das Verwaltungsnetz über die Kolonie breitet, desto stärker dringt der Islam auch in das Hinterland ein. Um mit einer Handvoll Weißer das große Land beherrschen zu können, muß die Regierung mit den eingeborenen Häuptlingen sich gut stellen und ihre Macht stützen. Viele aber derselben neigen zum Islam, und die anderen werden es der Mehrzahl nach bald tun. Wer im Inland zu den verachteten Schensi nicht mehr gehören will, kann freilich, wenn eine Missionsstation sich in der Nähe befindet, sich zum christlichen Unterricht melden. Aber die Mission fordert lange Lernzeit, sie fordert einen Gesinnungswechsel, den Bruch mit dem Heidentum, Verzicht auf alte Sitten und teure Güter, insbesondere — und hier liegt für die meisten, zumal für die Häuptlinge, die Entscheidung — auf Polygamie. Viel bequemer ist es, Mohammedaner zu werden. Das besorgt der Mwalim im Handumdrehen.

Zwar stellt auch der Islam Forderungen, aber sie sind nicht vergleichbar mit den Ansprüchen des Christentums. Auch ist da niemand, der ihre Erfüllung überwacht und bei Nichterfüllung Zucht übt. Unter Beobachtung einiger Sitten kann man im Grunde bleiben, was man vorher war, und behalten, was man nicht preisgeben will, und gilt doch als gebildeter Mann.

So macht der Islam ungeheure Fortschritte, und das Tempo seines Vorschreitens steigt mit jedem Jahr und wird weiter steigen, zumal mit Vollendung der Zentralbahn.

Daß manche Europäer davon nichts bemerken, ist nicht verwunderlich. Die Errichtung einer christlichen Missionsstation erkennt jeder meilenweit schon an den Europäerbauten. Ob aber ein islamischer Händler oder Akide Anhänger wirbt,

entzieht sich der Kenntnis, und ob zu der ursprünglich für Araber errichteten Moschee sich schließlich eine große Negergemeinde hält, kontrolliert der Europäer nicht. Wenn christliche Mission in einer Gegend getrieben werden soll, muß vorher die Regierung verständigt sein. Von islamischer Propaganda erfährt die Regierung oft erst hinterher, indem der reisende Beamte halbe oder ganze Dorfschaften, die noch vor kurzem heidnisch waren, mohammedanisch wiederfindet.

Da kein Gesinnungswechsel gefordert wird, bedarf es auch nicht einer gründlichen Belehrung, nicht der Erziehung und Erprobung. Ein kurzer Aufenthalt am Bahnbau oder auf der Plantage genügt, um Scharen von Wanderarbeitern zu islamisieren, und diese tragen hernach ihr neues Bekenntnis in ihre Heimat. Denn so kurz und oberflächlich auch die Unterweisung ist, so reicht sie doch meist aus, um die Bekehrten mit Verachtung gegen das Christentum und mit Mißtrauen gegen seine Anhänger zu erfüllen und ihnen den Trieb zur Ausbreitung des Islam einzupflanzen.

Bisher war unser Njaßagebiet vom Islam noch kaum berührt. Aber auch diese Zeit ist dahin. Zu unserem Gebiet rechneten wir von jeher auch die von Bena bewohnte fruchtbare, volkreiche Ulangaebene, das Sultanat des Kiwanga, und nur der Mangel an Mitttel und Menschen, der zur zeitweiligen Räumung von Muhanga zwang, verzögerte auch hier den Beginn der Missionsarbeit. Im Vorjahr holte sich ein Sohn Kiwangas selbst christliche Lehrer aus Lupembe. Nach wenigen Monaten aber fand Superintendent Schumann schon einen großen Teil der Häuptlingsfamilien und Dorfschaften teils im Begriff zum Islam überzugehen, teils schon übergetreten. (Berl. Missionsber. 1909, S. 54 ff.)

Für uns eine schmerzliche Enttäuschung, aber doch eine ernste Lektion. W ä r e n w i r v o r z e h n J a h r e n i n d e r L a g e g e w e s e n, d i e A r b e i t i n d i e s e m g r o ß e n V o l k a n z u g r e i f e n, s o h ä t t e d e r I s l a m s o l c h l e i c h t e s S p i e l h i e r n i c h t g e h a b t.

D e r B l i c k a u f d i e F o r t s c h r i t t e d e s I s l a m b e s t ä t i g t, d a ß d i e G e s c h i c k e D e u t s c h - O s t a f r i k a s s i c h i n d e n n ä c h s t e n J a h r z e h n t e n e n t s c h e i d e n w e r d e n.

Mit diesen Tatsachen aber ist die missionarische Aufgabe in Deutsch-Ostafrika gegeben.

Zunächst liegt in ihr freilich auch eine ungeheure Gefahr: Eine Versuchung zum Wettlauf mit dem Islam, eine Versuchung zur Anwendung ungeistlicher, den Gesetzen des Gottesreiches widersprechender Maßstäbe und Methoden.

Gerade in solcher Lage tut es doppelt not, daß wir uns gegenwärtig halten: Das Himmelreich gleicht einem Senfkorn, nicht einer Treibhauspflanze. Wir Menschen sehen und schätzen, was vor Augen ist, die großen Zahlen; Gott aber sieht das Herz an und wägt. Es liegt auch nicht an unserm Rennen und Laufen, Gott muß es alles geben, und Er allein entscheidet über Weg und Ziel. Wir vergessen auch nicht das Wort Jesu, daß, so jemand nicht von neuem geboren wird, er das Reich Gottes nicht sehen kann.

Aber all solche nötige Erinnerung überhebt uns nicht der Pflicht, uns klar zu werden, über das, was Gott hier von uns, d. h. von der deutschen Christenheit, jetzt will. D i e m i s s i o n a r i s c h e A u f g a b e i n D e u t s c h - O s t a f r i k a i s t k u r z g e s a g t d i e R e t t u n g D e u t s c h - O s t a f r i k a s v o r d e m I s l a m, und

alles, was in ostafrikanischer Mission fortan geschieht, muß sich danach richten, ob es ein wirksamer Beitrag zur Erreichung dieses Zieles ist.

Die Missionen könnten freilich keinen verhängnisvolleren Fehler begehen, als wenn sie jetzt aufblühende Inlandmissionen schwächen wollten, um eine Arbeit im großen, etwa an den fluktuierenden Massen der Karawanenstraßen, zu beginnen. Noch heute ist die wirsamste Gegenarbeit gegen den Islam der Ausbau fester Inlandgemeinden. Aber die Inlandarbeit muß unter großen Gesichtspunkten und mit dem Blick auf das Ganze getan werden.

In so verantwortungsvoller Stunde dürfen Missionare nicht ihre kostbare Kraft für Dinge festlegen, die abseits vom Wege liegen, etwa für den Bau von Kirchen, die über den schlichten Bedarf hinausgehen, oder für Sprachliebhabereien ohne erheblichen missionarischen oder wissenschaftlichen Wert.

Das Ziel des ostafrikanischen Missionars darf nicht sein, auf gut ausgebauter Station eine wohlerzogene Gemeinde nach dem Vorbild eines heimatlichen Landpfarrers in Treue zu pflegen. Dazu ist das Land und das Volk viel zu groß und die Zahl der Missionare viel zu klein. Was hätten wir auch schließlich an kleinen christlichen Inseln, die aus einem Meer des Islam einsam aufragten?

Mögen die Leistungen der eingeborenen Helfer in Predigt und Unterricht noch so mangelhaft sein, so müssen wir uns gerade in Ostafrika mit der Überzeugung durchdringen, daß mangelhafte Leistungen Eingeborener oft wertvoller für die Einbürgerung des Christentums in dem Volke sind, als gute der fremden Missionare, und gerade weil es uns Deutschen, und zumal uns Norddeutschen, so tief im Blut sitzt, daß wir alles selbst machen, zum mindesten alles anordnen müßten, und daß das Heil von der leitenden Stelle komme, so müssen wir in diesem Stück willig werden, von Engländern und Amerikanern zu lernen. Aus dem Hirten der kleinen Stationsherde muß der Bischof werden, der zwar in Demut auch zu dem geringsten Dienst bereit ist, der aber selbst nur das tut, was die eingeborenen Christen nicht selbst tun können, und der zwar in seelsorgerlicher Treue dem einzelnen nachgeht, aber mit Weitblick einem großen Kreis zu dienen sucht, in ihm alle Gaben und Kräfte zur Entwicklung und Wirksamkeit zu führen sich bemüht und seine Mitarbeiter auch an der Verantwortung beteiligt.

Die Mitarbeiterschar darf sich nicht auf die besoldeten Helfer beschränken. Die mohammedanischen Mwalim halten wahrhaftig den Vergleich mit den christlichen Missionaren nicht aus. Daß gleichwohl der Fortschritt des Islam so viel größer ist, liegt, abgesehen von der Gunst der Verhältnisse, vornehmlich auch daran, daß in der breiten Masse seiner Bekenner sich soviel propagandistischer Eifer findet. Hier kämpft ein Volksheer von Freiwilligen, und dagegen kommt eine kleine Söldnertruppe nicht auf. Auch unseren Christen muß Bewußtsein der Verantwortung und der Verpflichtung zu Zeugnis und Dienst tief ins Gewissen geschrieben werden, damit unsere Inlandgemeinden werden, was sie sollen, nämlich Quellen christlichen Lebens für ihr Volk.

Das Interesse des Missionars darf auch an den Grenzen seiner Außenarbeit nicht enden. Einrichtungen, welche der ganzen Synode, oder einem noch größeren Kreis dienen sollen, Seminare, Mittelschulen, Handwerkerschulen usw., müssen von allen Missionaren in gleicher Weise getragen und unterstützt werden, damit sie auf die Höhe kommen und Bedeutendes leisten. Wo es sich um nötige Aus-

dehnung der Arbeit, um Rettung bedrohter Punkte handelt, muß der einzelne Missionar mit seiner Station auch Opfer zu bringen, z. B. bewährte Helfer abzugeben willig sein. Über der Fürsorge für die eigene Station muß das Wohl des Ganzen stehen.

Wo bisher mittelafrikanischen Missionen es glang, große Volksbewegungen zum Christentum einzuleiten, geschah es im Zusammenhang mit groß angelegter Schularbeit, und es liegt nahe, an ähnliche Versuche zu denken. Aber in Uganda wie in der von Livingstonia aus betriebenen Arbeit kam der Mission ein eigentümlicher Bildungs- und Lesehunger entgegen. Auf dem Gebiet der Berliner Mission fehlt er bisher völlig, und er läßt sich nicht künstlich erwecken. Auch scheint der Ausbau eines umfassenden Missionsschulwesens in englischen Kolonien leichter zu sein als in deutschen. Endlich zeigt z. B. die frühere Erfahrung in Usaramo, daß es bedenklich ist, die Arbeit vornehmlich auf die Schule zu basieren und junge, unerprobte Lehrer als Vertreter des Christentums auf Außenposten zu stellen. Wir werden daran festhalten müssen, daß der Schulunterricht mit der Verkündigung des Evangeliums Hand in Hand geht, und in der Regel nur da eine Schule für die Kinder errichten, wo auch die Erwachsenen willig sind, Gottes Wort zu hören, so daß also die Schule sich auf dem gesunden Grunde einer Gemeinde aufbauen kann. Da aber die ungeheure Bedeutung, die in mittelafrikanischer Mission die Schule haben kann, unzweifelhaft ist, werden wir auf die Ausgestaltung eines umfassenden Schulwesens allergrößten Wert legen und möglichst überall, wo Gottes Wort verkündigt wird, auch für Jugendunterricht sorgen müssen, damit das kommende Geschlecht in christlichen Gedanken und christlicher Zucht aufwachse. Die dazu nötigen Opfer dürfen wir nicht scheuen.

In einem Stück steht der Islam gänzlich hinter der christlichen Mission zurück. Er treibt keinerlei Kulturarbeit. Er tut auch so gut wie nichts zur Erziehung seiner Bekenner. Er bringt ihnen nur ein gewisses Auftreten bei, das in religiösem Überlegenheitsbewußtsein wurzelt. Indem die Mission ihre Schüler auch zur Arbeit erzieht, in Schulen, Handwerken und allerlei wirtschaftlichen Betrieben ausbildet, sie zu vorteilhaften Eigenkulturen anhält und anleitet (vergl. Jahresbericht der Berliner Missionsgesellschaft 1909, Seite 93 ff.) ermöglicht sie der Regierung, einen Teil ihres Bedarfs an Unterbeamten, Soldaten, Dienern usw. aus der Reihe der Christen zu nehmen, und schafft, auch durch Heranbildung ihrer Lehrer und Ältesten, allmählich eine christliche Eingeborenen-Aristokratie als Gegengewicht gegen die mohammedanische.

Von wohlmeinender Seite ist der Mission der Rat erteilt, auch durch Abkürzung der Katechumenenzeit und durch Milderung der Taufbedingungen dem Islam vorzukommen. In der Tat dauert der Taufunterricht in Ostafrika oft sehr lange. Es kommt vor, daß Taufbewerber fünf, ja sechs Jahre im Unterricht bleiben müssen. Die „Weißen Väter" haben vier Jahre als Minimum angesetzt. Für manche Eingeborene verbietet sich ein so langer Unterricht schon aus beruflichen Gründen. Die Mission wird, ohne ungründlich zu werden, sich in dieser Hinsicht den Verhältnissen gelegentlich anpassen müssen und können. Aber an den sittlich-religiösen Anforderungen an die Täuflinge kann nichts nachgelassen werden. Unsre Gemeinden mit Haufen mangelhaft unterrichteter, unerprobter Leute auffüllen, wäre nicht wohlgetan. Gerade dem Islam gegenüber kommt es nicht auf die Kopfzahl, sondern

auf die innerliche Kraft an. Die Pforte zum Heiligtum muß auch ferner eng bleiben, aber das Tor zum Vorhof sollte weit offen stehen. Bei der Aufnahme in den Kreis der Taufbewerber können wir entgegenkommen, und den Taufbewerbern selbst sollten wir das Bewußtsein, daß auch sie schon zu uns gehören, auf allerlei Weise stärken, z. B. sollten die Namen neuer Taufbewerber im nächsten Gottesdienst der Gemeinde genannt und für sie gebetet werden.

Die Abwanderung von Saramochristen zum Bahnbau in Morogoro und von Benachristen auf Plantagen bei Kilossa und Morogoro hat uns zum erstenmal genötigt, die Grenzen unserer Missionsgebiete zu überschreiten. Andere Gesellschaften sind in ähnlicher Lage. Wenn abwandernde Leute nicht untergehen sollen, muß die Mission ihnen nachgehen und sie geistlich versorgen. Gelingt dies in rechter Weise, so können solche versprengten Christen in ähnlicher Weise dem Christentum dienen, wie die islamische Diaspora der Ausbreitung des Islam. Die Fürsorge für sie ist der erste Schritt zu einer Arbeit an der fluktuierenden Bevölkerung. Unsere Saramo in Morogoro werden monatlich von Kißerawe besucht und erhalten sonntäglich im Brief die Predigt des Missionars. Vielleicht liegen hier die ersten Ansätze zu einer Arbeit, wie sie im Kapland Missionar Göldner an den Eisenbahnarbeitern treibt.

Wo aber auf einer Eisenbahnstation oder in einer großen Plantage Christen aus mehreren Missionen zusammentreffen, hätte es doch keinen Sinn, wenn jede Mission ihre wenigen Leute selbst bereisen ließe oder gar für sie besondere Helfer anstellen wollte. *Die Fürsorge für die sich mehrende Diaspora und die Arbeit an der fluktuierenden Bevölkerung fordert notwendig eine Verständigung der ostafrikanischen Missionsgesellschaften und unter Umständen einen Zusammenschluß zu gemeinsamer Arbeit.* Für das fahrende Volk wird eine Kolportage und hierzu eine geeignete Literatur geschaffen werden müssen. Das christliche Suaheliblatt, das im Auftrag aller deutsch-evangelischen Missionen demnächst von Superintendent Klamroth in Dar es Salam herausgegeben werden soll, ist der erste Schritt auf diesem Wege, und der aus Vertretern aller Missionen zu bildende Redaktionsausschuß wird sich hoffentlich zu einem Organ auch für weitere gemeinsame Arbeiten auswachsen.

Die fluktuierende Bevölkerung ist aber bereits zum großen Teil islamisiert. Greifen wir hier ein, so wird unsre Arbeit, wie sie es in Usaramo, und nicht ohne Erfolg, bereits ist, auch Mohammedanermission werden. Und sie muß es. Denn nicht zwischen Christentum und Heidentum wird die Entscheidung über Deutsch-Ostafrika fallen, sondern zwischen Christentum und Islam. *Das ist, soweit ich sehen kann, der größte Fortschritt, den unsere ostafrikanische Mission seit Jahren gemacht hat, daß in Usaramo nicht nur bei den Missionaren, sondern auch bei eingeborenen Christen die Freudigkeit zur Arbeit an dem Islam durchbricht und die Gewißheit des Sieges auch ihm gegenüber.* Erst wenn bei allen ostafrikanischen Christengemeinden der Ernst des Dienstes für Christum und, soweit es den Verhältnissen schon entspricht, auch der Auseinandersetzung mit dem Islam eingedrungen, zugleich aber der Glaube an seine Unüberwindlichkeit gefallen ist, ist die missionarische Aufgabe begriffen.

Noch fehlt es für diese Arbeit an der nötigen Ausrüstung, an gründlicherer Einführung der Missionare in die Kenntnis des Islam, an sorgfältigen Studien

über die Gestalt, die er in Deutsch-Ostafrika angenommen, an Ermittelung der besonderen Arbeitsweise, die er erheischt.

Ebenso nötig aber und ein unerläßliches Stück zur Lösung der missionarischen Aufgabe in Deutsch-Ostafrika ist, daß die draußen arbeitenden Männer und wir, ihre Vertreter in der Heimat, es der deutschen Christenheit deutlich sagen, um was es sich handelt.

In weiteren Kreisen hat die Abhandlung von Professor Becker in der Kolonialen Rundschau 1909, Heft 5, Aufsehen gemacht. Becker gesteht die islamische Gefahr für die Missionen in Deutsch-Ostafrika nicht nur zu, sondern er erklärt den Sieg des Islam in Deutsch-Ostafrika bereits für entschieden. Er rät deshalb der deutschen Politik, mit diesem Sieg als einer gegebenen Tatsache zu rechnen und sich mit dem Islam gutzustellen, ihn zu fördern, zu europäisieren und als Kulturmittel an Stelle des Christentums zu benutzen. Eine Auseinandersetzung mit diesen Gedankengängen liegt abseits des hier von mir zu behandelnden Themas. Der Islam hat in Deutsch-Ostafrika bisher noch nichts getan, was das Zutrauen in ihn als einen Kulturfaktor rechtfertigte, und auf seine Europäisierung wird die deutsche Regierung schwerlich warten können.

Aber die Tatsache ist lehrreich, daß ein so wohl unterrichteter und der Mission nicht unfreundlicher Forscher wie Becker die Überzeugung ausspricht, daß die Islamisierung Deutsch-Ostafrikas durch nichts mehr abzuwenden sei.

Da mag für weitere Kreise der Ernst der Stunde deutlich werden! Sie ist freilich — hier scheint mir Becker gründlich zu irren — für die Mission keineswegs ernster als für die deutsche Schutzherrschaft, zumal wenn zwischen Schutztruppe und Bevölkerung mehr und mehr religiöse und volkliche Gemeinschaft sich herstellt. Wer die Verhältnisse kennt, darf nicht nur als Christ, sondern auch als Deutscher nicht schweigen. Er muß es der deutschen Christenheit sagen, was auf dem Spiele steht.*)

Es wäre nicht schwer, im einzelnen nachzuweisen, daß die Situation in Deutsch-Ostafrika eine ganz erhebliche Vermehrung der Arbeitskräfte und Mittel der Mission erfordert. Ich verzichte darauf. Ich begnüge mich hier, zu zeigen, wie es draußen steht. Die Folgerung mag jeder selbst ziehen. Aber ich bitte, der heimatlichen Christenheit die Frage vorlegen zu helfen, ob sie die größte deutsche Kolonie dem Islam verfallen lassen oder die kostbaren nächsten Jahre und Jahrzehnte ausnützen will, um einer großen Verantwortung mit großer Tat zu entsprechen. Die Missionare werden auch mit den bescheidensten Mitteln und mit Einsatz der letzten Kraft ihre Pflicht tun. An der heimatlichen Christenheit aber liegt es, den ostafrikanischen Missionen es zu ermöglichen, daß sie solchen Dienst erfolgreich leisten können, als gehorsame Schülerinnen des himmlischen Meisters, der ihnen die Aufgabe gestellt hat.

---

*) Nachdem bereits im Vorjahr wiederholt Zeichen islamischer Aufwiegelei in der Schutztruppe, besonders im Zusammenhang mit dem sogenannten Mekkabrief zu Tage traten, ist im Mai d. J. der Scherif Salim bin Mohammed aus Mkela in Arabien in Dar es Salam verhaftet und zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt, weil er Askaris einzureden suchte, daß Deutsch-Ostafrika ein Land des Islam sei und die Europäer Eindringlinge, er ihnen auch eine daua empfahl, die ihnen die Kraft der Europäer einflößen solle. Vorher hatte er schon in Mombassa englische Askaris aufzuwiegeln gesucht. Bedarf es wirklich noch stärkerer Zeichen?

Druck von Carl Hermann Müller in Berlin, Lottumstr. 9.



